

# Helden gesucht : oder wie Wissenschaftsjournalismus funktioniert

Autor(en): **Breu, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden  
= Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université**

Band (Jahr): **34 (2008)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-893897>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Helden gesucht – oder wie Wissenschaftsjournalismus funktioniert

Michael Breu\*

Wissenschaftsjournalismus will Fachwissen vermitteln – wie Sportjournalismus über Sport berichtet, Wirtschaftsjournalismus über Wirtschaft und Politjournalismus über Politik. Wissenschaftsjournalismus ist nichts anderes als: Journalismus, der über Naturwissenschaften, Technik und Medizin *informiert* (eher selten über Sozial- und Geisteswissenschaften). Das heisst: Wissenschaftsjournalismus unterscheidet sich nicht von anderen Gattungen des Journalismus<sup>1</sup>.

Anders sehen es viele Forscher an den Hochschulen: Für sie sind Wissenschaftsjournalisten schreibende Wissenschaftler (schliesslich waren viele Wissenschaftsjournalisten in ihrem früheren Berufsleben selbst in der Forschung tätig). Deshalb wird von uns Journalisten oft erwartet, dass wir den Zeitungsartikeln die gleiche Textstruktur geben wie Autoren in den *Physical Review Letters* oder im *Journal of Experimental Biology* oder dass wir unsere Fernsehberichte aufbauen wie einen Vortrag: vom Abstract über Introduction und Method zu den Results.

„Das ist ein falscher Ansatz!“, findet John Lynch, Leiter von *BBC Science*, im Magazin *Science*<sup>2</sup>: „Ein Fernsehbeitrag über Kunst muss keine detaillierte Beschreibung der Techniken des Künstlers liefern (...). Von politischen Magazinen erwartet man nicht, dass sie Einzelheiten des gesamten Gesetzgebungsrahmens liefern, der zu einer speziellen Erörterung im Parlament führt.“ Warum also erwarte man dies von Beiträgen aus der Wissenschaft, fragt Lynch. Auf den Punkt bringt es der Jenaer Medienwissenschaftler Matthias Kohring: „Ein Wissenschaftsjournalist ist ebenso wenig Übersetzer für Wissenschaft wie der Politikjournalist Übersetzer für Politik ist“<sup>3</sup>.

Wissenschaftsjournalisten sind Fachjournalisten – während die „normalen“ Journalisten eher Generalisten sind (und tagesaktuell durchaus auch über wissenschaftliche Themen berichten). Die Trennlinie, was Wissenschaftsjournalismus ist, wo er beginnt und endet, geben einzig unsere Leser, Hörer und Zuschauer vor – Wissenschaft in der Mittwochs-Beilage der *NZZ* wird von den Lesern anders beurteilt als Wissenschaft im *Blick*, und Wissenschaft bei *nano/3sat* ist nicht dasselbe wie bei *Galileo/ProSieben*. Und trotzdem sind sowohl bei *NZZ* als auch bei *Blick*, bei *nano* als auch bei *Galileo* Wissenschaftsjournalisten am Werk.

Wissenschaftsjournalismus will also Fachwissen vermitteln. Und um Fachwissen vermitteln zu können, muss der Journalist die Informationen erst einmal sammeln, verstehen und ordnen.

Am Anfang steht die Recherche. „Recherchieren ist im engeren Sinne ein Verfahren zur Beschaffung und Beurteilung von Aussagen, die ohne dieses Verfahren nicht preisgegeben, also nicht publikwürden. Im weiteren Sinne ist es ein Verfahren zur adäquaten Abbildung realer Wirklichkeit mit dem Mittel der Sprache“, schreibt der Medienwissenschaftler und langjährige Journalist Michael Haller in seinem Standardwerk „Recherchieren“<sup>4</sup>. Für uns Wissenschaftsjournalisten bedeutet dies, dass wir genauso die Berichterstattung in den führenden Leitmedien wie *Science* und *Nature* verfolgen wie die Forscher an den Hochschulen. Einziger Unterschied: Während sich Forscher mehr oder weniger auf ihr Kompetenzgebiet beschränken, blättern und lesen wir Wissenschaftsjournalisten auch die Journals anderer Fachgebiete durch, von der Teilchenphysik bis zur Molekularbiologie. So bleiben wir zwar Generalisten, sind aber hochspezialisiert auf Wissenschaftsthemen, und wir haben einen grossen Background über die verschiedensten Forschungsgebiete.

Nach der Recherche geht es ans Ordnen, ans Einordnen, ans Verstehen. Kann der Wissenschaftsjournalist die sieben „heiligen“ W-Fragen beantworten: Wer? Was? Wo? Wann? Wie? Warum? Woher (Quelle)?

Besonders im Fernsehjournalismus hat es sich durchgesetzt, ein Exposé (eine Ideenskizze) zur Geschichte zu erstellen; das Exposé umreisst die Geschichte, skizziert sie. „Die Ideenskizze fixiert das Thema zum ersten Mal schriftlich. In wenigen Zeilen entwirft der Autor einen Orientierungsrahmen, formuliert Anliegen und Aussage, umreisst den Inhalt und gewichtet die Aspekte“, schreibt der ARD-Journalist Gerhard Schult im Handbuch „Fernsehjournalismus“<sup>5</sup>. Entscheidend dabei: Der Journalist muss wissen, was er mit dem Beitrag aussagen will; „wer das Ziel nicht kennt, muss sich nicht wundern, wenn er ganz woanders ankommt“, meinte schon Marc Aurel. – Besonders im Fernseh- und Radiojournalismus wird auf den „Aussagewunsch“ viel Wert gelegt.

Der formulierte, meist aus einem Satz bestehende Aussagewunsch mag viele Forscher auf den ersten Blick irritieren. Im Wesentlichen handelt es

sich um die Take-Home-Message, die sich jeder Referent vor dem Vortrag überlegt (oder überlegen sollte).

Jetzt muss die Arbeit so aufbereitet werden, dass sie von den Lesern, Hörern und Zuschauern verstanden wird. Nicht genug: Die Leser, Hörer und Zuschauer müssen die *Geschichte* zudem spannend, knackig, attraktiv finden – denn schliesslich investieren sie Zeit, das Produkt zu konsumieren. Und Zeit ist bekanntlich Geld. Fernsehjournalisten wissen, wie gnadenlos sich Zuschauer verhalten: Am Ende ihrer Sendung können sie im Zehntelsekundentakt abrufen, wie viele Zuschauer das TV-Gerät eingeschaltet haben, ob sie wegzappen und zu welchen Sendungen.

Dabei zeigt sich: Wer unverständlich berichtet, hat verloren - eine Erkenntnis, die nicht neu ist. Schon Jacob und Wilhelm Grimm schrieben 1854 im „Deutschen Wörterbuch“, dass Gelehrte durch „regen Umgang mit Menschen aller Art“ erkunden sollen, wie man komplizierte Dinge für die Öffentlichkeit lehrreich darlegen könnte<sup>6</sup>. Oder in den Worten des Philosophen und Physikers Karl Popper: „Wer's nicht einfach und klar sagen kann, der soll schweigen und weiterarbeiten, bis er's klar sagen kann“<sup>7</sup>.

Aus den Erkenntnissen der Verständlichkeitsforschung können wir zwei Rezepte ableiten: Kurze, bekannte Wörter (im Schnitt 10 bis 15 Wörter pro Satz) sind verständlicher als lange, und pro Satz darf nur eine Aussage enthalten sein - ebenfalls nichts Neues. Arthur Schopenhauer hat 1851 in seinem Buch „Über Schriftstellerei und Stil“ geschrieben: „Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge“, und Jean Paul meinte 1804 in seiner „Vorschule der Ästhetik“: „Je länger aber ein Wort, desto unanschaulicher“.

Doch genau mit dieser Erkenntnis haben viele Forscher Mühe. Wenn wir Wissenschaftsjournalisten unsere Texte zu einer fachlichen Überprüfung an Forscher weitergeben, wird allzu oft an der Textstruktur „gebastelt“: Verschlüsselte Sätze werden eingeschoben, neue Details in die Diskussion gebracht.

Ein kurzer Exkurs zum Thema Gegenlesen<sup>8</sup>: „Grundsätzlich werden Texte *nicht* gegengelesen. Falls dies nach einer Vereinbarung trotzdem der Fall ist, so beschränkt sich der Journalist in der Regel darauf, Inhaltliches, nicht aber Formales zu korrigieren“, schreibt die Schweizer Journalistengewerkschaft „impressum“. Einzig für direkte Zitate könne der Journalist verpflichtet werden, das Skript zur Gegenlektüre vorzulegen. Ich selbst bin für Fairness: Transparenz während dem ersten

Gespräch hilft, späteren Problemen vorzubeugen; und eine fachliche Überprüfung hilft, Fehler zu vermeiden und nutzt somit der Glaubwürdigkeit des Mediums.

Neben der Verständlichkeit des Satzbaus kommt eine weitere Hürde hinzu, die der Journalist nehmen muss: das Storytelling<sup>9</sup>. Wie soll die Geschichte erzählt werden, damit sie verständlich wird? Die Dramaturgie ist hier entscheidend: „Dramaturgie heisst ‚Lehre von Wesen, Wirkung und Formgesetz des Dramas‘. Sie hat den Ursprung im antiken Griechenland. Die Dramaturgie zeigt, wie Geschichten aufgebaut sein müssen, damit der Zuhörer oder die Zuschauerin das Geschehen versteht und – im Idealfall – nachempfindet“, schreibt Udo Sollberger im „Produktionshandbuch“ der Schweizer Film- und Video-Produzenten<sup>10</sup>. „Die einfachste dramatische Struktur entsteht aus der bewussten Gestaltung von Anfang, Mitte und Schluss. Der Anfang hat die Aufgabe, die Geschichte zu etablieren. Hier erfahren die Zuschauer, wo und wann die Geschichte handelt, wer daran beteiligt ist und worum es geht. Zudem entscheidet der erste Eindruck, ob sich das Publikum für den Film interessiert oder nicht. (...) Der Mittelteil legt die Details dar, die zum Verständnis der Kernaussage nötig sind. Hier findet die eigentliche Handlung statt. Konflikte bauen sich auf, oder Beweise untermauern die Kernaussage des Programms. (...) Der letzte Abschnitt der dramatischen Struktur bringt die Auflösung der Geschichte. Der Schlussteil ist der Teil des Films, an den sich das Publikum am ehesten erinnern wird. Deshalb ist es sinnvoll, die Kernaussage hier noch einmal zu wiederholen und deutlich hervorzuheben. Der Schluss sollte die Antwort enthalten auf die Frage: ‚Was will ich mit der Geschichte vermitteln?‘“.

Besonders im Fernsehjournalismus hat sich zudem eingebürgert, dass wir die Geschichten anhand von Figuren beschreiben. Deshalb – und das hat schon viele Forscher verwirrt, als sie meine Skripte lasen – deshalb führen wir Fernsehjournalisten Figuren ein wie den Helden und das Böse. Die Grundidee lässt sich kurz und einfach erklären. Der HELD: seine EIGENSCHAFTEN und sein MOTIV lassen in an einem bestimmten ORT zu bestimmter ZEIT eine HANDLUNG ausführen; dabei WANDELT sich der HELD – und heraus kommt ein RESULTAT.

Oft machen wir den Wissenschaftler zum Helden. Er will beispielsweise eine Krankheit besiegen (womit wir das Böse haben, nämlich Viren, Bakterien oder Parasiten) und forscht dafür im Labor nach einer neuen Waffe. Leider, und das ist für

uns Fernsehjournalisten besonders tragisch, lassen sich viele Schritte dieser Forschungstätigkeit nicht mehr dokumentieren. Denn wenn die Publikation im *JAMA* (Journal of the American Medical Association) erscheint, sind bereits viele Arbeiten im Labor abgeschlossen. Aber wir wollen (und müssen) den Forscher im Prozess zeigen, wie er

zu seinen Resultaten kommt (Wandel) – und am allerliebsten hätten wir ihn als Menschen, der uns erzählt, welche Hindernisse und Rückschläge er überwindet, um schliesslich als „Held“ ans Ziel zu kommen: zum erwünschten Resultat. ■

---

*\*Michael Breu arbeitet seit 17 Jahren als Journalist. Er war Reporter am St.Galler Tagblatt, arbeitete bei der Webzeitung ETH Life und war Chefredaktor des Fachmagazins Laborscope. Heute ist er Redaktor der täglichen Wissenschaftssendung nano von 3sat. Michael Breu ist Präsident des Schweizer Klubs für Wissenschaftsjournalismus (<http://www.science-journalism.ch>). michael.breu@sf.tv*

### Literaturhinweise:

- <sup>1</sup> Stephan Russ-Mohl (Hrsg.): „Wissenschaftsjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis“, List, München, 1986; Deborah Blum, Mary Knudson: „A Field Guide for Science Writers“, Oxford University Press
- <sup>2</sup> John Lynch: „The mouse with the flying bicycle“, *Science*, 1998, 282: 229
- <sup>3</sup> „Von Hühnern und anderen Enten“, *Süddeutsche Zeitung*, 12. Dezember 2000
- <sup>4</sup> Michael Haller: „Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten“, Ölschläger, München, 1983; Wolf Schneider, Paul-Josef Raue: „Handbuch des Journalismus“, Rowohlt, Hamburg, 1998
- <sup>5</sup> Gerhard Schult, Axel Buchholz: „Fernsehjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis“, List Verlag, München, 1990
- <sup>6</sup> Holger Wormer: „Zum Verhältnis von Wissenschaft und Medien“ in „Journalistisches Schreiben für Wissenschaftler“, Hrsg.: Johannes Wildt, Olaf Gaus, Luchterhand, Hamburg, 2001
- <sup>7</sup> Karl Popper: „Gegen die grossen Worte“, in: „Auf der Suche nach einer besseren Welt. Vorträge und Aufsätze aus 30 Jahren“, München, 1984
- <sup>8</sup> „Alles oder nichts?“, *Schweizer Journalist*, Ausgabe 4/5, 2008
- <sup>9</sup> Ronald B. Tobias: „20 Master Plots. Woraus Geschichten gemacht sind“, Zweitausendeins, 1999
- <sup>10</sup> Schweizer Film- und Video-Produzenten (Hrsg.): „Das ProduktionshandBuch“, Eigenverlag, Zürich, 1998